

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 20

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Goldner Staub der Blütenpollen . . . Von Jacob Hess.

Goldner Staub der Blütenpollen
Zittert durch die Luft,
Wesenlos und ohne Schwere
Fast nur Glanz und Duft.

Aber zarter noch und feiner
Als der Staub im Wind,
Sind der Sehnsucht Lichtgedanken,
Die dich suchen, Kind.

Denn sie schweben durch die Fernen
Ueber Zeit und Raum,
Deiner Seele goldne Saiten
Rühren sie im Traum.

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

20

Am Sonntag wurde ich mit der Hölle in mir nicht mehr fertig. Ich wollte zu Frau Hüppi, sie umbringen. Aber wie? — Was wußte ich? — Nur nicht stille bleiben müssen, fort, hinaus, Böses tun! — Ich tobte gegen Ernst, der so leichtgläubig und ohne sich noch einmal an mich zu wenden, in die Falle gegangen war, gegen Hüppi, den einfältigen blinden Tropf, der sich sein lebelang von einer Dirne narren ließ. Wenn schon niemand außer mir sie sehen konnte in all ihrer Schlechtigkeit, so mußte ich sie eben umbringen, entstellen, vergiften oder erwürgen! Für sie und mich war kein Platz auf der Erde!

Ich hatte meinen Mantel angezogen und sah mechanisch in den Spiegel, um meinen Hut festzusteden. Ein entstelltes, verzerrtes Gesicht starrte mir entgegen, und erschreckt ließ ich meine Hände sinken. — War ich das? — Ich schloß die Augen und sah wie bei meinem Abschied aus Hüppis Atelier die Form, die er in einer Nacht aus dem Gedächtnis aufgebaut: meine Gestalt, an deren Brust das Kindlein lag wie eine Knospe jung und rein. —

Ich warf Hut und Mantel ab und brach in Tränen aus, in heiße bittere Tränen über mich. An welchen Weg schrecklichen Unheils hatte ich schon den Fuß gesetzt! Nein, nein! Sprach ich, mag es einen Gott geben oder nicht — ich will daran glauben, daß göttlich ist, was mich rein bleiben läßt vor mir selber. Soll mein Kind an einem Herzen liegen, das in feiger Angst vor sich selbst fliehen will? Soll mein Kind in ein Angesicht sehen, das Eifersucht und Rache entstellt? — Ich muß so werden und sein, daß ich mich ertragen kann und niemals mehr meines eigenen Angesichts mich schämen muß. Alles andere ist meine Arbeit nicht. —

Und als ich so unerwartet eine neue Möglichkeit eins mit mir werden fühlte, da überkam mich ein großes Müde-

sein. Ich legte mich am hellen Tage nieder und schlief den Schlaf der Erschöpfung bis zum Montag Morgen, für den ich mir schon am Samstag bei der Direktrice Urlaub erbeten hatte.

Voll Stolz dachte ich mich nun weiter tief hinein in jenes Bildnis, das Hüppi von mir entworfen hatte. Eine Mutter wollte ich werden, wie es noch keine gegeben hatte, und um dieses Zieles willen nahm ich mir vor, heute bei der Gerichtsverhandlung alles dranzusehen, daß die Wahrheit siegen mußte! Ernst und der Welt gegenüber sollte dieser Prozeß des Bardelli mich reinwaschen von allem, was nicht meine Schuld war, und das, was ich getan, wollte ich mutig vor aller Welt auf mich nehmen.

Bei solchen Gedanken auf dem Wege zum Gericht wurde ich fast fröhlich, daß mir gerade jetzt meine äußere Rechtfertigung bevorstand, nachdem ich innerlich so genau und gründlich meinen einzig wahren und richtigen Weg wußte. Ich verstand kaum, daß ich je meine Zeugenaussage hatte fürchten können — wie eine Erlösung schien sie mir nun.

So von den übervielen guten Vorsätzen in einen Größenwahn versetzt, schritt ich, wie von einer höheren Macht getragen, durch den winterkalten sonnenklaren Morgen. Und sog noch einmal in tiefem Atemzug die reine würzige Kühle und Helle in mich ein, bevor ich in das dunkle Gerichtsgebäude trat.

Ich hatte mir vorgestellt, einen feierlichen Raum zu finden, die streitenden Parteien in Ehrfurcht vor dem Richter aufgestellt, im Kreis darum eine Menschenmenge, die stauend zuhört.

Statt dessen befand ich mich nun in einem Saal, der ausah wie ein großes Schulzimmer in der Pause, — ein

Kommen und Gehen, lautes Schwätzen, es wurde ein Name gerufen, und darauf ging der Verlangte vor und gab, von den anderen unbeachtet, seine Aussage zu Protokoll. Frau Hüppi saß auf einer Seitenbank, es sprach ein Unbekannter mit ihr. Nun wurde Bardelli aufgerufen, ich lauschte, aber verstand kein Wort. Verlegen stand ich, ohne daß sich jemand um mich gekümmert hätte und ohne daß ich es wagte, mich niederzulassen. Ein Gerichtsdiener unterbrach die Vernehmung da vorn mit einem Schreiben, das er überreichte und das der Richter öffnete. Dann wurde in der Einvernehmung fortgefahren.

Endlich hörte ich meinen Namen. Ich trat vor den Tisch des Richters. Als doppelt bebrillter kleiner Mann saß er dahinter und suchte eifrig in seinen Papieren, und sobald er ihn gefunden hatte, breitete er meinen Brief an Ceromsky vor mir aus, mit der Frage, ob ich den geschrieben habe?

Er war sichtlich erfreut, als ich ja antwortete und schien damit alles für aufgeklärt zu halten. Desto mißmutiger wurde er, als ich ihm auf die nächste Frage das wie und warum eindringlich darzustellen versuchte. Er nahm seine Brillen ab, pukte sie während ich sprach und schien an etwas ganz anderes zu denken. Sie und da warf er dem Stenographen, der neben ihm saß, zu: „können Sie folgen, Ammann?“ und mir: „bitte Fräulein, etwas langsamer.“

„Sind Sie bereit, Ihre hier gemachten Angaben nötigenfalls zu beschwören?“ frug er, nachdem ich geendet hatte. Er gähnte dabei und führte lässig die Hand zum Munde, als er schon geschlossen war.

„Ja“, sagte ich. Und rieb mir über die Stirne: war das nun alles nicht wieder ein unsinniger Traum?

Der Richter trug einige Zeilen in sein Buch ein. Dann rief er Frau Hüppi und Bardelli an den Tisch. Mit schläfriger Stimme las er seine Notizen herunter: „Die Zeugenaussage des Herrn Joseph von Ceromsky, der sich im Ausland aufhält, ist erst in mehreren Wochen, nach Vernehmung bei dortigem Gericht zu gewärtigen. Der nächste Termin wird bis nach Eingang dieser Aussagen verschoben.“

Damit waren wir entlassen. Was in aller Welt ging den Richter dieser Prozeß an? Hatte etwa Ernst den Kröser fast totgeschlagen und wollte ihn jetzt noch einmal verklagen, um vor solch einem Gericht Recht zu bekommen?

Als ich wieder auf der Straße war, schwamm mein Geisteszustand vom gleichen Morgen wie eine ferne Nebelwolke über mir, irgendwo, immer weiter von mir fort. —

Ich mußte ja bis zu diesem Augenblick von einem Unsinn in den anderen getaumelt sein — erst mich um eine so simple Sache, wie ich sie aus dem Buch des Richters in ihrer totalen Gleichgültigkeit für die Welt vernehmen durfte, halb zutode gequält, gehärmt und geschunden zu haben, um mir dann einzubilden, in meinem Aufstieg zur Wahrheit ein Großes zu vollbringen! — Ich verstand immer weniger von allem, was mit mir in meinem Leben vorgegangen war.

Ich eilte ins Geschäft. Nähte machen, das war das Einzige, was mir noch von Bestand erschien. Man tat seine Arbeit, bekam Geld dafür, von dem Geld kaufte man Essen, mit dem Essen konnte man leben — und man lebte, um zu

arbeiten und arbeitete, um Geld dafür zu bekommen. Dies allein war noch unanfechtbar — was wollte ich eigentlich? Frau Hüppi hatte recht. Sie verstand das Leben! Was hatte ich mir vom Leben gedacht? Alles falsch, alles verkehrt! —

Und heimgekommen, fiel mein schön aufgerichteter Ballast, in dem meine eigene Stärke wohnen sollte und meine eigene Reinheit, noch vollends in seine letzten Trümmer zusammen. Ich zerbiß mein Rissen vor Weh und Eifersucht — vielleicht hielt jetzt Ernst Frau Hüppi in seinen Armen — und Sehnsucht überkam mich so groß, daß ich flehte, (zu wem wußte ich schon lange nicht mehr) ach, wenn doch Ernst nur noch einmal bei mir wäre, möchte er dann auch alle Dörner der Erde begehren! —

Darauf schwand ich wieder, mir selbst zum Abscheu, ins Nichts zusammen, verschwand gänzlich zertreten und zerbrochen in der großen ungeheuren Sinnlosigkeit der Welt.

*

Stumpf und dumpf oder nicht zum Rand der Verzweiflung treibend ging ein Tag nach dem anderen dahin. Sollte ich ein Wiedersehen mit Ernst erzwingen? Ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, bis er die Wahrheit wußte und sich wirklich frei entscheiden konnte zwischen ihr und mir? Mein Stolz bäumte sich auf, noch etwas zu unternehmen nach den beiden beschämenden Zurückweisungen, die ich erfahren, dann wieder sagte ich mir: Ernst ist blind gemacht, betrogen wie ich es war, und meine Schuld ist es, daß es gelang. Soll ich vielleicht so büßen müssen: mich aufgeben bis zum letzten Rest, damit er endlich die Wahrheit erfahren kann? Doch ich fand keine Möglichkeit dazu in mir.

Neue Sorgen umfingen mich: was sollte aus dem Kind werden, das ich trug? Ich würde meine Stelle bald aufgeben müssen, äußerste Sparsamkeit tat not.

Ach wie müde und traurig sehe ich mich jetzt noch durch die kalten klaren Februarnächte von der Arbeit heimzuschleichen, tief in Gedanken versunken, die zu keinem Ende führten. Der helle Sternenhimmel war mir ein Greuel und die Sonne in der Mittagspause ein Hohn. Nichts gab es in der Welt, das meinen Jammer zu fassen vermochte. —

So manche Nacht war mein sehnlichster Wunsch, ihr Dunkel möge nie mehr der Helle weichen, möchte mich aufnehmen, mir endlich Ruhe gönnen von der unaufhörlichen Qual, und doch, am Morgen stand ich wieder auf, zog mich an, kochte meinen Kaffee und ging ins Geschäft. Ich trabte wie ein erblindetes Pferd im Geleise meiner Arbeit, sie war ja der einzige noch nicht verschüttete Weg. Ich hatte mich so völlig verloren, daß ich an jeder anderen Hoffnung verzagend, mich in diese noch einzig mögliche äußere Form zwang, darin erstarrend wie der Erfrierende in der Gestalt, in der er sich gerade befindet.

Lob sei der unnachlässlichen Wahrheitsliebe deines Vaters! Gott weiß, was aus mir geworden wäre, hätte er mich nicht eines Abends in die letzte Tiefe der Verzweiflung hineingestoßen, die mich endlich meine wahre und eigene Kraft finden ließ.

Ich ging am Ufer des Flusses entlang meiner Wohnung zu, müde und stumpf, als ich hastige Schritte hinter mir vernahm. Bis ins innerste Mark erzitterte ich, seine

Stimme ist es, die mich ruft: „Anna, auf ein Wort!“ Ich wende mich um, er steht vor mir. Ich kann seine Züge nicht sehen im Dunkel und doch fühle ich seine Augen, seine Nähe, wie ein Verdurstender die Röhle des Quells fühlt, den er Tag und Nacht gesucht und der ihm nun entgegenrauscht.

Ich finde keine Silbe, die ich ihm zu sagen wüßte, stumm schreite ich ihm voran, stumm führe ich ihn bis hinauf zu mir und mache Licht. Ich will in sein Gesicht leuchten, dort steht mein Schicksal! Doch er senkt die Augen und stammelt: „Anna, ich habe dir Unrecht getan, ich bitte dich um Verzeihung von ganzem Herzen — aber — ich kann nicht zurückkommen zu dir — das Leben ist anders für mich geworden, es hat mich von Grund auf verwandelt.“

Ich setzte mich an meinen Tisch nieder, ich konnte den Tränen nicht mehr wehren. Es hatte doch noch eine Hoffnung in mir geglimmt, jetzt wußte ich es: das Schlimmste war immer noch nicht das Schlimmste gewesen. Ich barg, über den Tisch gelehnt, mein Gesicht in meinen Armen.

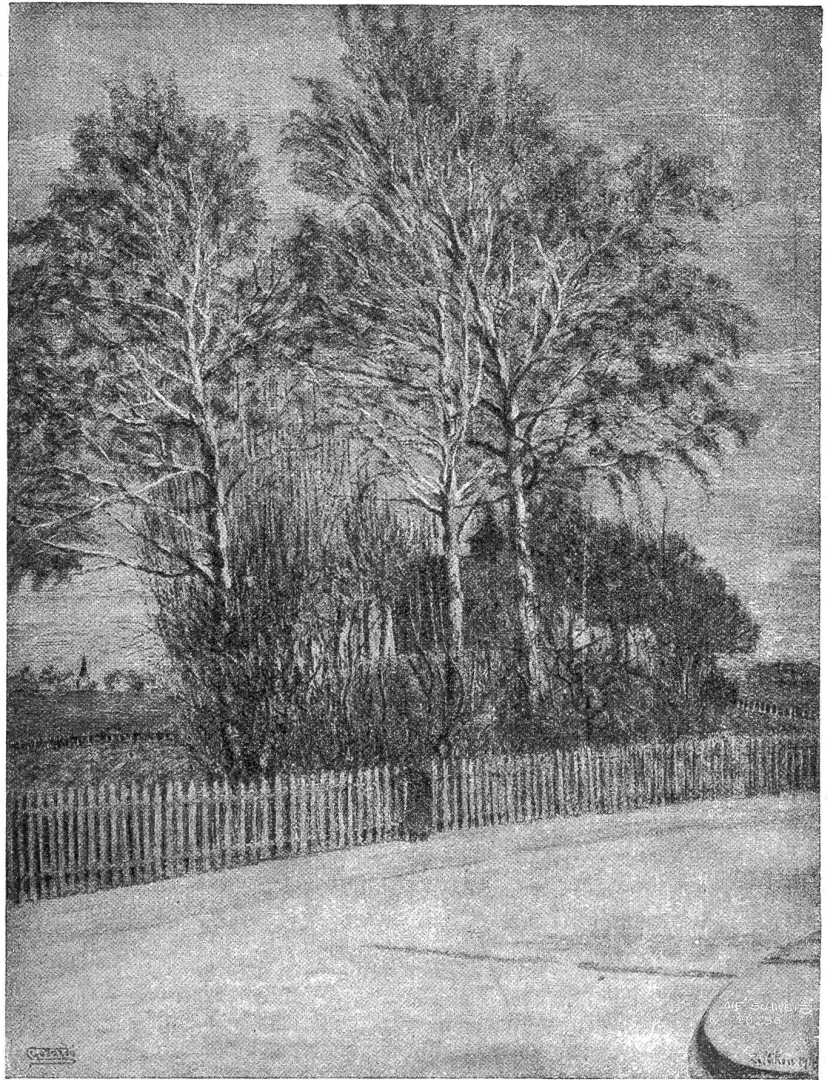
Ernst redete auf mich ein. Er verschwieg mir nichts. Frau Hüppi hatte ihn belogen über mich, und die Verzweiflung, die er über meine Untreue durchkostet, die wünsche er seinem ärgsten Feind nicht. Dann sei Frau Hüppi zu ihm gekommen und habe ihm vorgestellt, wie ein Mann doch die Kraft haben müsse, solch einen Schmerz zu überwinden, wie ihm bei seinen schönen Gaben die ganze Welt offen stünde, er wisse sie nur nicht zu verwenden und vergeude sein Bestes an falsche Vorstellungen von dieser Welt.

Ja, er wolle kein Hehl daraus machen, Frau Hüppi allein habe ihn wieder aufgerichtet in seinem Schmerz, und bei all ihren Fehlern, sie sei eine Frau, die das Leben kenne. — Er habe eingesehen, was für ein dummer Junge er eigentlich bis jetzt war.

Auf einen Brief von Frau Hüppi habe das Geld von Kröser nach drei Tagen völlig ausgezahlt vor ihm gelegen, und inzwischen habe sich die Summe verdreifacht, so geschickt hätte Frau Hüppi damit gewirtschaftet. Mutter und Brüder seien in einem schönen Heimwesen vor der Stadt untergebracht, die Schlosserei in kurzer Zeit gut verkauft worden. Alles habe Frau Hüppi zuwege gebracht. Und nun ließe sie ihm zuliebe sich scheiden, sobald dies ausgesprochen und die Papiere in Ordnung, wolle er mit ihr nach Amerika. Sich hier in den kleinen Verhältnissen weiter zu plagen habe keinen Sinn, er müsse in die große Welt, ja das fühle er, in ein Land, wo man seine Kräfte wirklich brauchen könne.

Auf keinen Fall aber wolle er dulden, daß ich hier in Not zurückbliebe. —

Meine Tränen waren versiegt. Wie von einer giftigen Schlange gebissen fuhr ich in die Höhe:



Gottardo Segantini: Frühlingsmorgen.

„Und wie weißt du nun plötzlich, daß ich nichts von all dem bin, was Frau Hüppi dir über mich gesagt?“ rief ich glühend vor Empörung. —

„Der Prozeß hat es aufgedeckt durch Ceromskys Vernehmung in Galizien — Frau Hüppi sagte es mir aber schon vorher —“ setzte er hastig werdend hinzu, „sie hat mir aufrichtig gestanden, schon ehe Ceromskys Antwort da war, daß sie mich nur aus Liebe zu mir in den Irrtum über dich versetzt hat, und siehst du, Anna“, fuhr er fort, „sie fand den Mut, mir alles zu bekennen, und als ich auf-fahren wollte, hat sie gesagt: „Wenn Frauen lieben, lügen sie alle. Anna hat verschwiegen, ich habe erfunden, im Grunde ist da kein Unterschied. Im Gegenteil, willst du gerecht sein, so mußt du zugeben, daß ich viel aufrichtiger bin als Anna. Ich erkenne das Leben an wie es ist, mache kein Hehl daraus, ich lebe es!“ Und hat sie nicht recht? Sie lebt aufrichtig und spielt nicht Versteck, alles hat sie mir klar auseinandergesetzt, ihre Geldverlegenheiten, wie sie damals eben in Hüppi rasend verliebt gewesen, und wie so eins aus dem anderen gekommen ist. Schön hat sie an dir, Anna, nicht gehandelt, das ist sicher, aber auch du warst nicht ohne Schuld.“ —

„Ernst!“ unterbrach ich ihn, „warum suchst du so viele Gründe, machst so viele Worte? Du liebst sie, und mich nicht mehr!“ und ich wandte mich ab und preßte meine Hände vors Gesicht, damit mein Todeschmerz nicht laut hervorbrehen solle.

Er näherte sich mir und sagte gedückt und traurig: „Anna, du sollst nicht in Not geraten. Ich will dir helfen so gut ich kann.“

„Helfen, du mir helfen?“ zornflammend stieß ich ihn fort von mir. „Wer bist du denn und was hast du noch mit mir zu schaffen? Kröser bist du geworden, den du einst erschlagen wolltest um deines lauterer Herzens willen; wie er stehst du vor mir und willst mit dem Heiligsten markten, das je in mir gelebt hat! Ich brauche deine Hilfe nie und nimmer, geh, laß mich.“ —

Er flüsterte mir die Frage zu, die ihn am meisten bedrückte.

„Was geht es dich an?“ schluchzte ich auf, „was in aller Welt kann dich das kümmern? Geh, ich flehe dich an, geh von mir — du bist voll von Frau Hüppis Beilächenduft — ich kann dich nicht mehr ertragen!“ —

Ich fühlte meine Sinne schwinden. Und doch stand ich aufrecht, stand noch und sah nach der Tür, als er sie längst hinter sich geschlossen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Das Schicksals-Quartett.

(Schluss.)

Eine Brahms-Novelle von Stephan Georgi.

An einem regnerischen Februartage saß der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstisch und durchwühlte, nach irgend „etwas“ suchend, tastend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Rippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen starrten in fieberndem Glanz auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schrednisse hämmerten in seiner Brust und eine unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden schnürte seine Kehle. Dumpf, monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er biß die Zähne zusammen, schob die Bücher beiseite und setzte sich mit den sechs von ihm vertonten Lenau-Liedern an den Flügel. Leise begann er zu spielen; Blatt für Blatt. Als letztes, siebentes, fiel ihm das Requiem in die Hände, das er damals geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine ekle Spinne warf er das Blatt mit den Fingerspitzen fort. Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel darauf los zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument und erfüllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen Fragegestalten E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht fauchend der Rater Murr in den Nacken? Wer geigte da A? Immer wieder dieses gräßliche A? Heiho, der Ritter Paganini war es; mit Augen aus glühenden Kohlen. Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichendorffs lustigem Taugenichts, der dort durchs Fenster kam. Gestalten krochen aus der Geige, wurden größer und größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zikaden dazwischen! Was war es? Was zirpten sie? War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelsohns Fingelhöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab; krallenhändige und feuer-

züngige Dämonen fingen sie auf, vereinten sie zu Bächen, zu reißenden Strömen, zu Wasserfällen, die gellend, rasend, fochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen ...

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. In Hausschuhen, ohne Hut und Mantel, schlich er sich aus dem Hause.

Das Wasser des Rheins war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann herauszogen. Noch lebend ... aber als Nachfolger Hölderlins und Lenaus.

*

Ein hoffnungsbanges Jahr. —

Gleich nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft war Johannes Brahms auf schnellstem Wege nach Düsseldorf zurückgekehrt, der bedrängten, alleinstehenden Frau beizustehen. Auch Joachim war gekommen, mußte sich aber, abgeschlossener Konzerte wegen, bald wieder verabschieden.

So war Johannes trotz seiner ungefestigten materiellen Lage in letzter Aufopferung bei Alara geblieben. Wochen erst, dann Monate — und nun konnte er nicht mehr fort.

In der Poststraße hatte er sich ein billiges Zimmer gemietet und kam jeden Mittag und Abend nach der Bülkerstraße, wo er die umfangreiche Bibliothek Schumanns in Ordnung brachte, sich selbst dabei stundenlang in dichterischen Geist vertiefend.

Im Herbst war der erste Brief des Kranken aus der Privatheilanstalt des Doktor Richarz in Endenich bei Bonn gekommen und hatte auf Alaras blasses, stillgefaßtes Antlitz wieder den Hauch zuverlässlicher Hoffnung gelegt.

„Wir wollen ihm schreiben, Johannes, wenn wir schon nicht zu ihm dürfen, ihm Mut geben. Ich glaube“, fügte sie leise hinzu, „das hat das Uebel erst so tragisch gemacht, daß er, als man ihm seinen Posten nahm, zu zweifeln begann, den Glauben an sich selbst verlor. Wenn bei einem Schaffenden erst einmal der grundfeste Glaube an sich selbst erschüttert wird, dann ist es schwer, im Licht zu bleiben.“

Dann wieder dunkles Schweigen, bedenkliches Umselzuden in den ärztlichen Briefen aus Endenich.

An solchen Tagen bot Johannes mit doppeltem Eifer alles auf, die gedrückte Stimmung im Hause zu beleben. Er scherzte bei den Mahlzeiten mit den Kindern, erklärte der treuen Haushälterin, wie die Zubereitung eines Mittagmahles mit kontrapunktischen Begriffen vereinbar sei und lieferte unter Zuhilfenahme arger Hexenkunst sogar den Beweis, daß man ein Goldstück durch Zerreiben in der Hand verschwinden lassen konnte. Alaras Versuch zu einem Lächeln sollte ihm Dank für sein liebevolles Bemühen.

Am Abend war er der Betreuer der Kinder, lud sich zwei von ihnen auf den Schoß und mußte Märchen erzählen. Dann aber kam das Herrlichste des Tages, die Feierstunde; das Alleinsein mit Alara in einer Stunde fördernden Gesprächs und anregenden Musizierens. Immer mehr setzte ihn das universelle Wissen dieser ungewöhnlichen Frau in Erstaunen; immer mehr konnte er von ihrem leitenden Geiste in sich aufnehmen.

Alles Neue, was er geschrieben, brachte er ihr und ließ ihre, ihm so wertvolle Kritik über das Geschaffene ergehen. Wie sehr hatte sie sich über das köstliche H-Dur-Trio gefreut, das unter dem belebenden Einfluß Joachims in Hannover entstanden war. Dann aber wieder konnte sie sagen: „Ihre Musik, Johannes, ist Anregungsmusik, sie kommt von außen her, von den Eindrücken, die Ihnen die Sinne übermitteln, deshalb ist sie so schwer und wärmt so wenig. Wo bleibt das Herz? Haben Sie Ihr Herz noch nicht entdeckt?“

Johannes hatte darauf nichts zu erwidern; er senkte den Kopf, um ihren Augen nicht zu begegnen und sprach unhörbar vor sich hin: „Wer weiß etwas von meinem Herzen?“